

Abgrenzung oder Weltoffenheit?

Im 19. Jahrhundert antworteten die Katholiken auf die Herausforderungen der Moderne mit einer Art Abgrenzungsstrategie. Im Gegenzug gegen die Säkularisierung aller Lebensbereiche und die meist kirchenfeindliche Politik der Staaten sonderten sie sich von den geistigen und politischen Bewegungen der modernen Welt ab. Die Welt galt gleichsam als das „Draußen“, als der Gegner, gegen den man sich wehren und vor dessen Infiltrationen man sich schützen mußte. Das Ideal hieß Einheit und Geschlossenheit. Konflikte, kritische Äußerungen, abweichende Meinungen galten als verderblich, als Anpassung an eine gottlose Welt.

Im Blick auf Politik und Gesellschaft führte diese Einstellung folgerichtig zum „Integralismus“, der die Antwort auf alle Fragen des privaten und öffentlichen Lebens allein aus dem Glauben entnehmen wollte. Der Integralismus sprach den verschiedenen Bereichen des menschlichen Zusammenlebens jede Eigenständigkeit ab, forderte also eine direkte Zuständigkeit der Kirche für die gesamte Wirklichkeit. Das Ziel war eine Gesellschaft, die sich in allen Punkten nach den Lehren des Christentums richtet und diese mit den Mitteln des Staats durchsetzt.

Damals – etwa in den Auseinandersetzungen um den „Modernismus“ zu Anfang dieses Jahrhunderts – war der Integralismus „konservativ“, mißtrauisch gegen alle Neuerungen und für die Erhaltung des Überkommenen, in Frankreich auch antirepublikanisch und monarchisch. Seine Grundforderung, daß ein einziges Prinzip die ganze Wirklichkeit beherrschen muß, kann sich jedoch auch auf „progressive“ Inhalte richten: auf Demokratie, revolutionäre Veränderung, Sozialismus. Der totalitäre Grundzug jedes Integralismus ist beiden Formen gemeinsam: Sie dulden keine Meinungen, die für andere Modelle des Zusammenlebens eintreten, und vor allem lehnen sie jeden Pluralismus im Sinn einer Vielfalt von Denk- und Verhaltensweisen ab. Der eigentliche Widerpart des integralistischen Denkens ist also der weltanschaulich neutrale, pluralistische Staat, der keine religiös-politische Einheit durchzusetzen sucht, sondern lediglich die Voraussetzungen schaffen und bewahren will, daß Menschen und Gruppen verschiedenster Meinung in Freiheit, Frieden und Gerechtigkeit zusammenleben können.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat von jedem Integralismus Abschied genommen. Es wollte die Distanz der Kirche zur modernen Welt überwinden. Es sah Kirche und Welt nicht als feindliche Mächte, die gegeneinander um die Alleinzuständigkeit zu kämpfen hätten, sondern als eigenständige Größen, die

sich im Menschen und in der Sorge um die grundlegenden Werte des menschlichen Daseins treffen. Nicht mehr Abwehr und Verteidigung war nun das Stichwort, sondern Dialog, Offenheit und Auseinandersetzung. Das Konzil forderte keine durchgehende Herrschaft christlicher Prinzipien, sondern betonte die relative Eigenständigkeit der innerweltlichen Ordnung und ihrer Sachbereiche. Es sprach ausdrücklich davon, daß unter den Katholiken Meinungsverschiedenheiten nicht nur möglich, sondern legitim sind, und ermahnte alle, die eigene Meinung nicht absolut zu setzen, sondern in einem offenen Dialog „sich gegenseitig zur Klärung der Fragen zu helfen zu suchen“.

Ein Integralismus ist mit diesen Aussagen unvereinbar. In unserer säkularisierten Welt hätte er ohnedies keine Aussicht auf Erfolg. So taucht diese zu Beginn unseres Jahrhunderts so mächtige These höchstens noch in theoretischen Entwürfen auf, aber nicht mehr als politisches Programm – es sei denn in ihrer „progressiven“ Form; ob mit mehr Erfolg als das „konservative“ Gegenbild, wird sich zeigen.

Doch ist das Geschlossenheitsideal des 19. Jahrhunderts noch lange nicht verschwunden. Es hat zwar seine gesellschaftlichen und politischen Forderungen zurückgenommen. Doch scheint der Ruf nach Einheit und straffer Führung im Binnenraum der Kirche stärker zu werden. Viele erhoffen sich dadurch eine Festigung des Selbstbewußtseins der Katholiken und eine größere Sicherheit im Bekenntnis ihres Glaubens. Sie fürchten, die vom Konzil proklamierte Dialogbereitschaft führe letztlich zu einer Auflösung der Kirche in die Welt und nivelliere den christlichen Glauben zu einem bloßen Humanismus neben anderen Humanismen. Sie meinen, die Kirche könne nur überleben, wenn sie sich in ihrer wachsenden Minderheitensituation auf sich selbst zurückzieht, sich von der Welt abgrenzt und zuerst für Einheit in den eigenen Reihen kämpft.

Jeder Versuch dieser Art muß jedoch fehlschlagen. Eine soziale Geschlossenheit der Katholiken ist in unserer Gesellschaft nicht mehr möglich. Sie können nicht von der Welt abgeschirmt werden. Sie begegnen ständig den Bewegungen und Triebkräften unserer Zeit, werden von ihnen beeinflusst und müssen sich mit ihnen auseinandersetzen. Diese Auseinandersetzung gehört zum Wesen der Kirche. Sie soll allen Menschen das Wort Gottes verkündigen und soll in dieser Welt Zeugnis dafür geben, daß Gott allen Menschen sein Heil anbietet. Zöge sich die Kirche von der Welt zurück, dann schrumpfte sie zu einer kleinen Gruppe zusammen, die keine missionarische Kraft mehr ausstrahlt. Ihren Auftrag kann sie nur erfüllen, wenn sie – bei aller Sorge um die eigene Identität – den Menschen dort begegnet, wo sie wirklich leben, und wenn sie sich den Erfahrungen, Fragen und Problemen unserer Zeit in aller Offenheit stellt.

Wolfgang Seibel SJ